Abg. Roeren (Zentr.) befürwortet die Resolution, ebenso Abg. Müller-Sagan (Freis. Volksp.), während der Schatzsekretär Graf v. Posadowsky sie bekämpft, da das Reich nach denselben Grundsätzen verfahren müsse, wie Preußen.

Die Resolution wird angenommen und der Etat bewilligt.

Ohne Debatte werden sodann erledigt die Etats der Zollverwaltung, der Reichsschuld, des Bankwesens, der bayrischen Quoten, für Kasernenbauten, für die Vervollständigung des Eisenbahnnetzes im Interesse der Landesvertheidigung und eine Reihe anderer kleiner Etats.

Es folgt die dritte Berathung des Gesetzentwurfes, betreffend die Aufhebung des Identitätsnachweises.

Dazu liegt ein Antrag von Bennigsen vor, nach dem folgender Zusatz gemacht werden soll. Der Bundesrath wird Vorschriften erlassen, durch welche die Verwendung der Einfuhrscheine nach Maßgabe ihres Zollwerthes auch zur Begleichung von Zollgefällen für andere als in den Ziffern 1 und 8 genannten Waaren, unter den von ihm festzusetzenden Bedingungen gestattet.

Ferner beantragen die Abgg. Puttkamer-Plauth und Genossen theilweise Aufhebung der gemischten Transitlager.

An der Diskussion betheiligen sich die Abg. Haußmann (südd. Volksp.), Minister v. Boetticher, Graf v. Posadowsky, Frhr. v. Stumm, Graf v. Schwerin (dkons.).

Abg. Graf Limburg-Stirum bringt die Frage der Staffeltarife zur Sprache, die Zusammenbringung dieser Frage mit dem russischen Handelsvertrag habe in der konservativen Partei auf's peinlichste berührt.

Abg. Gamp bittet die Regierung an dem ursprünglichen Termin der Aufhebung der Staffeltarife, dem 1. September festzuhalten und ihn nicht auf den 1. August oder 1. Juli vorzurücken, die Mühlenindustrie des Ostens würde nicht sehr geschädigt.

Nach längerer Diskussion wird der Antrag v. Bennigsen angenommen, auch das so veränderte Gesetz ohne die Bestimmung des Tages, an welchem es in Kraft treten soll. Als Einführungstermin wird der 1. Mai angenommen.

Bei der Gesammtabstimmung wird der Entwurf gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, der Freisinnigen und süddeutschen Volkspartei angenommen.

Nach kurzer Befürwortung der Resolution Puttkamer-Plauth durch den Abg. Gamp wird auch diese angenommen.

Nächste Sitzung Donnerstag 12 Uhr (Tagesordnung: 3. Lesung des Etats.)

Zur Tagesgeschichte.

Deutsches Reich.

Dresden, 15. März.

— **Aus dem Reichstage.** Eine sehr reichhaltige Tagesordnung war gestern zu erledigen. Alles drängt sich jetzt zusammen. Die verschiedenen Kapitel des Etats müssen bei der zweiten Lesung noch einmal aufmarschiren und hier und da knüpft noch einmal eine ausführliche Debatte an sie an. Den ersten Anlaß zu einer längeren Diskussion gab die von der Budgetkommission vorgenommene Erhöhung der voraussichtlichen Einnahmen aus der Zuckersteuer um 5 Millionen. Die Majorität des Hauses trat dem Vorschlage der Kommission bei. Eine noch lebhaftere Debatte rief ein Antrag unserer Genossen hervor, eine Liste der Empfänger der Branntwein-Liebesgabe aufzustellen. Die Statistik würde nur ein paar hundert Mark kosten, aber das Volk würde dann die Namen der Herren kennen, die jährlich 40 Millionen Mark aus der Reichskasse schlucken. Im dunkeln läßt sich nicht nur gut munkeln, sondern auch Trinkgelder verzehren, und wie wohlthätig die Herren Agrarier die Anonymität empfinden, in der sie ihre Branntwein-Stipendien genießen, bewies der Eifer, mit dem sie den von Dr. Schönlank wirkungsvoll begründeten Antrag bekämpften. Besonders empört war der Graf Posadowsky über die Zumuthung, die Namen der Liebesgaben-Empfänger preiszugeben. Er sprach von einer Proskriptionsliste, die die Sozialdemokraten in die Hände bekommen wollten und erklärte, daß die Regierung eine derartige „schwarze Liste" unter keinen Umständen aufstellen würde. Dr. Schönlank erwiderte, daß diese Entrüstung des Ministers über „schwarze Listen" sehr wohlthuend berühre, schade nur, daß sie sich erst jetzt einstelle, wo es sich um die Kontrolle der Trinkgeldvertheilung an die Schnapsbrenner handle, während von ihr in der Aera des Sozialistengesetzes und in den Tagen der „Kühnemännerei" (die Aussperrung der Metallarbeiter wegen der Feier des 1. Mai) nichts zu merken gewesen sei. Wie nicht anders zu erwarten, blieb der sozialdemokratische Antrag in der Minorität, nur die Freisinnigen traten ihm noch bei. Nun kam das Kaiser-Wilhelm-Denkmal an die Reihe. Die Kommission hat 4 Millionen für das Fürstendenkmal bewilligt, die Regierung wollte 8 Millionen haben und weiß noch nicht, ob sie mit der Hälfte auskommen wird. Nur Herr v. Stumm-Hallberg war mit den Freikonservativen bereit, wenn es sein müsse, mehr zu bewilligen, zunächst aber trat auch er für den Kommissionsvorschlag ein. Gen. Singer erklärte namens der Fraktion, daß die Sozialdemokraten aus prinzipiellen Gründen keinen Pfennig für das Denkmal bewilligen würden, auch wenn wir „im Gelde schwämmen". Da so viel von einer Pflicht der Dankbarkeit gesprochen würde, rieth er den Royalisten, die dem verstorbenen Kaiser ja allerdings zu Dank verpflichtet wären, das Denkmal auf eigene Kosten zu errichten. Damit hatte er das Geschwürm der Gegner lebendig gemacht. Die Herren von Manteuffel, von Bennigsen und Lieber thaten so, als erführen sie zum ersten Male, daß die Sozialdemokratie eine republikanische Partei ist. Sie fabelten von Millionen deutscher Arbeiter, die garnichts von solcher „antimonarchischer Gesinnung wissen wollten. Besonders ergötzlich war Herr Lieber. Dieser „Mußpreuße" geberdete sich wie ein Heldenvater im fünften Akte eines Melodramas, wo er den „verruchten Bösewicht" vernichtet. Bebel steckte dem Herrn ein Licht auf und beklagte die Gedächtnißschwäche des Zentrumführers, die ihn trotz der Zukunftsstaatsdebatte des vorigen Jahres die Ziele der Sozialdemokratie so habe vergessen lassen, daß er ihren Republikanismus erst heute entdeckt habe. Dem Manne, unter dessen Regierung das Sozialistengesetz erlassen wurde, würde die Sozialdemokratie aber selbst dann, wenn sie auf monarchischem Boden stünde, kein Denkmal bewilligen. Eine Stimme auf der Linken rief „Rastatt" und ergänzte damit das Geschichtsbild Wilhelm's I. Gegen das Denkmal stimmten außer den Sozialdemokraten auch die niederbayrischen Bauernbündler. Die weiteren Verhandlungen boten wenig Interesse. Zum Schluß wurde der Gesetzentwurf betr. Aufhebung des Identitätsnachweises erledigt.

— **Im Bundesrathe** werden demnächst noch einige Entwürfe festgestellt werden, die der Reichstag nach Ostern erledigen soll. Es gehört dazu u. a. auch die mehrfach erwähnte Novelle zu den Reichs-Justizgesetzen, betr. die Einführung der Berufung im Strafverfahren und die Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Es erhält sich die Angabe, daß diese Vorlage im Laufe dieser Tagung noch verabschiedet werden soll.

— **Die Reichstagsersatzwahl** im Wahlkreis Meseritz-Bomst hat, wie vorauszusehen war, Stichwahl ergeben zwischen v. Tzienbomski (freikons.) und dem Polen Szymanski.

— **Herr v. Koscielski** soll nach dem „Hamb. Corr." beabsichtigen, bei der Neuwahl in seinem bisherigen Wahlkreise wieder zu kandidiren, um so ein zustimmendes Votum seiner Wähler zu seinem Verhalten im Reichstage zu erlangen. — Er muß bei seinen Wählern eine große Schafsgeduld und politische Unkenntniß voraussetzen, sonst würde er nicht den Muth haben können, nochmals vor seine Wähler zu treten.

— **Zur Sonntagsruhe in der Glasindustrie.** Am 16. und 17. d. M. finden in Berlin wie die „N. A. Ztg." hört, Besprechungen von Unternehmern und Arbeitern, Vertretern der Glasindustrie, mit Delegirten des Reichsamts des Innern und des Handelsministeriums über die für diesen Gewerbszweig ausgearbeiteten Bestimmungen betr. die Sonntagsruhe statt.

— **Kamerun eine Strafkolonie!** Eine Kolonialkorrespondenz versendet Mittheilungen aus Kamerun, nach denen dort alles ruhig sei. Die gefangenen Weiber der meuternden und zum großen Theil hingerichteten Dahomeysoldaten seien in der Zahl von 84 als Strafgefangene(!) der Tabakpflanzung Bibundi überwiesen worden. „Sie sind — heißt es in dem Berichte — angeblich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt (!) für den Fall, daß sie sich ein Jahr hindurch tadellos führen. Wenn nun die gefangenen Dahomeer nicht wieder mit ihren Frauen vereinigt werden, was durchaus zu widerrathen wäre, so hätte der Leiter der Plantage das beste Mittel (!) in der Hand, einen Stamm von Arbeitern sich zu halten (!) Gegenwärtig kehren die fremden Arbeiter nach Ablauf ihres Kontraktes stets wieder nach ihrer Heimath zurück, da sie in Kamerun keine Frauen erhalten können. Mit den Dahomeyweibern wäre diesem Mangel abgeholfen (!) Die Pflanzung beschäftigt auch fünfzig kriegsgefangene Bakoko, ist also eine reine Sträflingskolonie (!) Es ist durchaus richtig, die Sträflinge in dieser Weise zu beschäftigen, da sie dabei doch einmal eine geregelte Thätigkeit kennen lernen und sich leichter in den Dienst des Europäers stellen, wenn sie ihre Strafe hinter sich haben, während die Sache auch dazu angethan ist, den Plantagenbau — das Fundament für die Entwicklung einer jeden tropischen Kolonie — zu fördern."

Die „Voss. Ztg." knüpft daran folgende gute Bemerkungen:

„Nun, aufrichtig gesagt, wir danken für eine solche Art der kolonialen Entwicklung. Wir glauben nicht, daß an die Errichtung von Sträflingskolonien gedacht wurde, als die afrikanischen Gebiete in Besitz genommen wurden, und der Reichstag würde sich wohl auch gegen eine solche Auffassung unserer augenblicklichen Kulturmission verwahrt haben. Andere Völker haben eine blühende Plantagenwirthschaft mit freien Kontraktarbeitern herzustellen gewußt. Wenn wir zu solchen Unternehmungen nicht die Eignung besitzen, dann gebe man die ganze Wirthschaft auf, denn zwischen der oben geschilderten Art der Zwangsarbeit und der Sklaverei besteht nur der eine Unterschied, daß die Sklaverei bedeutend milder zu sein pflegt. Die Verurtheilung der Dahomeyweiber zu lebenslänglicher Zwangsarbeit ist eine durch nichts zu rechtfertigende Grausamkeit. Die Dahomeymänner waren als Polizeisoldaten gekauft worden, sie erhielten keinen Sold und schließlich meuterten sie. Ihre Weiber waren mit übernommen worden, denn ohne Weiber begiebt sich ein Neger auch nur sehr selten auf Expeditionen ins Innere, und selbst alle Forschungsreisende müssen weit dieser Budgetbelastung rechnen. Nun mußten die Dahomeyweiber für das Gouvernement arbeiten; weil sie dies nicht in ausreichendem Maße thaten, wurden sie mit der Nilpferdpeitsche von der Arbeitsstelle kurirt, und weil sie bei der Meuterei selbstverständlich ihren Männern gehorchten, werden sie nicht wie ihre Männer aufgehängt, sondern zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Tabakplantagen „begnadigt". Wer giebt denn der deutschen Verwaltung überhaupt das Recht, in dieser Weise über Weiber von Dahomey zu verfügen? Die Sklaverei besteht doch bei uns offiziell nicht; von einem ordentlichen Gerichtsverfahren gegen die Meuterei ist nichts bekannt geworden, und schließlich sind jetzt die Dahomeyer französische Unterthanen. Was würde die Reichsregierung sagen, wenn die Republik sich ihrer sicherlich vorgenommenen schwarzen Schützlinge diplomatisch annehmen würde?

Noch sind die Vorkommnisse in Kamerun nicht genügend aufgeklärt. Was Kanzler Leist auf dem Kerbholz hat, ist noch nicht gesühnt. Milde wäre darum am Platze gewesen, nicht rücksichtslose Strenge, die ja noch der Untersuchung noch immer eintreten konnte. Todte können keine Aussage machen, und darum hat man in Kamerun vor Ankunft des Untersuchungskommissars die unbequemen Zeugen aus der Welt geschafft. Wir hoffen jedoch, daß die Vertreter der deutschen, englischen und schweizerischen Häuser, die in Kamerun etablirt sind, der Wahrheit die Ehre geben werden, damit endlich über die dortigen skandalösen Verhältnisse Klarheit verbreitet wird. Das gegenwärtige Verfahren gegen die Dahomeyweiber betrachten wir als eine größere Grausamkeit als das Peitschen. Es wäre sehr nothwendig, allen unseren nach Afrika gehenden Beamten und Offizieren den einen Grundsatz einzuprägen: „Achtung vor der schwarzen Haut! Auch die Neger sind Menschen wie wir!"

Vielleicht wird man auch noch einmal dahin kommen, in Kamerun eine Strafkolonie für „unverbesserliche Sozialdemokraten" zu errichten. Anregungen sind ja bereits hierzu schon gemacht worden.

— **Von einer „Spaltung in der Sozialdemokratie"** wissen bürgerliche Blätter aus München zu berichten, weil 26 „Genossen" einen Klub der Unabhängen gegründet hätten. Lassen wir unseren Gegnern diese kindische Freude!

— **Die württembergische Kammer** der Abgeordneten genehmigte in ihrer Abendsitzung vom Dienstag einstimmig die Nothstandsvorlage, betreffend die Bewilligung von 410000 Mk. Unterstützung an Gemeinden und einzelne nothleidende Landwirthe.

Oesterreich.

— **Aus Wien** wird unterm 14. d. M. berichtet: Die Sozialisten nahmen gestern Abend in drei großen Versammlungen Stellung gegen die Wahlreform der Regierung. Fast sämmtliche Redner verlangten die Einleitung eines allgemeinen Ausstandes als Antwort auf die Vorlage der Regierung. Die Versammlungen nahmen Entschließungen an, die den Wahlreformentwurf als Schlag in's Gesicht der Arbeiterklasse Oesterreichs bezeichnen, weil dadurch nicht nur die landwirthschaftliche, sondern auch die große Mehrheit der industriellen Arbeiterschaft vom Wahlrecht ausgeschlossen werde.

Schweiz.

— **Das Ergebniß der eidgenössischen Staatsrechnung** für das Jahr 1893 stellt sich wie folgt: Einnahmen 78211000 Fr., Ausgaben 86286000 Frks. Die Ausgaben übersteigen somit die Einnahmen um 8075000 Fr.

England.

— **Eine „Ministerkrisis"** droht in England auszubrechen, da das neue Kabinet im Unterhaus bereits eine Niederlage erlitten hat.

Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

∴ **Die Angestellten der Dortmunder Straßenbahn** haben die Arbeit wieder aufgenommen, nachdem ihnen eine monatliche Lohnerhöhung von 10 M. bewilligt worden ist.

Gerichtszeitung.

§ **Groben Unfug soll die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" wieder einmal verübt haben.** Das ist nichts seltenes in Sachsen, dem Mutterlande der Auslegekunst des groben Unfugsparagraphen. Die wunderbarsten Blüthen hat diese Auslegungskunst schon gezeitigt, viel haben wir schon in dieser Hinsicht gelernt, die merkwürdigsten Dinge erlebt und doch noch nicht genug! Kaum vermag unsere Phantasie dem kühnen Flug zu folgen, den sächsische Gerichte bei der Auslegung

Theater und Kunst.

Neustädter Hoftheater: „Des Meeres und der Liebe Wellen" von Franz Grillparzer.

„Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gerne", den Alten mit der grübelnden Denkerstirn und dem warmen, ehrlichen Herzen, bei dem sich beides doch so wohl die Wage zu halten weiß: Der klare, prüfende Verstand hindert das Gefühl, bis zur stürmisch brandenden Leidenschaft aufzuschäumen, und das tiefe, echte Gefühl hindert den Verstand, aus dem Bereich des „vollen Menschenlebens" in die kühlen Schneeregionen der reinen Abstraktion emporzusteigen. Vielleicht hat Grillparzer gerade seine Neigung zum maßvoll Abgeklarten, zum einfach Empfundenen in der Dichtung immer wieder in das sonnige Griechenland geführt, auf dessen Boden so viele seiner Werke spielen. Und doch sind seine Griechen keine Griechen; wie sollten sie auch? Ihnen fehlt der große, freie, göttlich heitere Zug, und sie haben zu viel von jener spezifisch germanischen Erfindung, dem Gemüth. Er flüchtete sich nur gern zu ihnen, weil er für seine Charaktere in den Verhältnissen seiner Heimath nicht immer den passenden Hintergrund fand. Keiner versteht es wohl besser, wie Grillparzer, zwar nicht das zuckende Nervensystem, aber doch das zarte, intime Empfindungsleben der Seele bis in jene fernen Winkel aufzudecken, in denen es sich, noch blinzelnd vor dem Morgenstrahl des ersten Bewußtseins seiner selbst, schlaftrunken zu regen beginnt. Gerade die mädchenhaften Empfindungen beim Uebergang aus kindlicher Dumpfheit in die Wärme des ersten Liebesgefühls weiß er daher auch mit unübertrefflicher Meisterschaft wiederzugeben, und Charaktere, wie er Sappho den Melitta's schildern läßt, gelingen ihm am besten, Charaktere, voll jener „liebevollen Innigkeit, die langsam, gleich dem stillen Gartenwürmchen, das Haus ist und Bewohnerin zugleich; stets fertig, bei dem leisesten Geräusch erschreckt sich in sich selbst zurück zu ziehen, und um sich fühlend mit den weichen Fäden, nur zaudernd wagend, Fremdes zu berühren, doch fest sich saugt, wenn es einmal ergriffen, und sterbend das Ergriffene nur verläßt." Es ist nicht nur die objektive Nachempfindung des Dichters, die sich hier ausspricht; es lag viel Keuschheit des Gefühls in Grillparzer's eigener Natur. Ungemein charakteristisch ist dafür, was er nach der ersten Aufführung der „Ahnfrau", die seinen Ruhm begründete, über dieselbe in sein Tagebuch geschrieben hat: „Ich werde in meinem Leben nicht vergessen, wie mir bei der ersten Aufführung zu Muthe war. Ich denke, wenn man mir unvermuthet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt und doch in seiner ganzen todten Starrheit vor Augen brächte, würde mein Gefühl viel Aehnliches mit jener Empfindung haben. Die Gestalten, welche man selbst geschaffen und halblebend in die Luft gestellt hat, vor sich hintreten, sich verkörpern zu sehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, ist etwas höchst sonderbares. Die Aufführung des Stückes hat aber auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es ist etwas in mir, das sagt: es sei ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen, als das Aeußere."

Grillparzer fühlte selbst am besten, daß ihm der höchste Ausdruck dessen, was ihm eigentlich vorschwebte, nie gelungen war, und daß ihm bei aller psychologischer Feinheit, bei aller Schlichtheit und Kraft des dramatischen Aufbaues doch die Höhen dramatischer Kunst unerreicht geblieben waren. Er kritelte stets erbarmungslos an sich herum und verdarb sich so die Schaffensfreudigkeit auch auf Gebieten, die er vollständig beherrschte. Jeder Mißerfolg, jede laue Aufnahme eines seiner Stücke verbitterten ihm auf lange hinaus das Leben, da er dem allen keinen Widerstand aus sich heraus entgegen zu setzen vermochte. Und er kann sich mit Recht einen Vielverkannten nennen, besonders außerhalb der Grenzen Oesterreichs, wo man seine Eigenart selten nach Gebühr zu beurtheilen wußte und weiß. Dazu hat er das Unglück, in keine der Schachteln, in die Literaturhistoriker ihre Objekte zu verpacken lieben, so recht hineinzupassen. Man hat ihn einen Nachklassiker genannt, weil er öfters antike Stoffe in fünffüßigen Jamben behandelte, und man hat ihn sogar in der äußersten Verlegenheit in die Schicksalstragödienschachtel geworfen, nur weil er zufälligerweise in einem Jugendwerk, in der „Ahnfrau", der Schicksalsidee Raum gegeben hat, in einem Stück, das so wenig maßgebend für sein späteres dichterisches Schaffen ist, wie etwa der „Cosmus de Medicis" für dasjenige Schiller's oder für Goethe's die „Höllenfahrt Christi". All' das hat sein Bild vielfach verschoben und entstellt. Nur sein Heimathland Oesterreich feiert ihn jetzt als den größten seiner Dichter, und mit Recht; denn dieses Oesterreich war die heißeste Liebe seines Lebens, und die kräftigsten, vollsten Klänge seiner Dichterleier hat er ihm gewidmet. Sein bedeutendstes Stück aus der Geschichte Oesterreichs ist wohl „König Ottokar's Glück und Ende", worin er die Begründung der Dynastie Habsburg in Oesterreich nach dem Siege über den genialen, übermüthigen Ottokar von Böhmen, zu dem ihm Napoleon Modell gestanden, schildert. Und hier fühlt er selbst, daß das für ihn eine Rettung bedeute, eine Rettung aus den weiten Räumen des „gold'nen Vließes", die er nicht ausgefüllt hätte, eine Rettung in engere Form, die er beherrschen könne."

In „Des Meeres und der Liebe Wellen" versetzt uns der Dichter in die Griechenstadt Sestos am Hellespont, die vom jenseitigen Ufer Abydos auf Asiens Küste herüberschimmern sieht. Wir befinden uns im Tempel der Aphrodite, jener himmlischen Aphrodite, die zwar den Sinn eint, „allein die Sinne nicht, geschlechtlos, weil sie selber das Geschlecht", und deren Priester und Priesterinnen sich ewiger Keuschheit angeloben. Hier ist Hero aufgewachsen, heiter und ruhig, ein kluges, selbstbewußtes Kind, hier soll sie heute zur Priesterin geweiht werden. Doch schon während der Weihe stockt ihr Fuß und ihr Blick bleibt auf dem Antlitz des Jünglings haften, der unter dem Volke an Hymen's Altar kniet und sie traumverloren anschaut. Noch einmal tritt er ihr entgegen im Park, und als sie, schon verwirrt und gestört in ihrem inneren Gleichgewicht, am Abend das Thurmgemach, die einsame Wohnung der Priesterin, bezogen hat, sieht sie ihn vor sich im Fenster knien. Wie ein Rasender hat er das weite Meer, das sie von ihm trennte, von Abydos, seinem Heimathsorte, aus durchschwommen und ist, Gefahr und Tod nicht achtend, an Gesimst und Epheu klammernd, zu ihr emporgestiegen. Bei seinem schüchtern-heißen Liebeswerben fühlt sie mehr und mehr den Boden ihrer gewohnten Natur unter ihren Füßen schwinden: „Entsetzlich, gräulich! Was ist es, das den Menschen so umnachtet und so entfremdet sich, dem eigenen Selbst, und fremdem dienstbar macht?" Aber einmal bezwungen von dem Gefühl, gegen das sie keine Rettung weiß, giebt sie sich ihm blindlings, rücksichtslos, selig hin. Sie sieht nichts von den sich über ihrem Haupt zusammenziehenden Fäden, die ihr alles ahnender Oheim, der Oberpriester des Tempels, spinnt, und so zieht sich das Netz über ihr zusammen. Künstlich müde gemacht, entschlummert sie zur Unzeit; die Lampe, die aus ihrem Thurmfenster Leander den Weg zu ihr zeigen soll, wird verlöscht und der kühne Schwimmer ertrinkt in den Wellen. Aber der Oberpriester, der sie durch das grausame Spiel mit Menschenleben heilen wollte zu ihrem besten, er sieht die Frucht desselben seinen Händen entgleiten: „Der Tod hat gleiche Macht, zu trennen, zu vereinen", und so vereint er auch hier die Liebenden.

Ueber diesen einfachen Stoff hat Grillparzer eine wahre Fülle der feinsten psychologischen Nüancirungen ausgegossen, die das Charakterbild der Hero zu einem Meisterstück der Dichtkunst machen. Und gerade der wegen seines dramatischen Stillstands vielgeschmähte 4. Akt, der Hero's in sich verlorenes Liebessehnen vor der Nacht der Katastrophe darstellt, bietet hierin das schönste. Leider war Frl. Salbach, die ein ausgesprochenes Talent für sinnige, deutsche Bürgertöchter hat, den Feinheiten dieses Charakters in keiner Weise gewachsen, abgesehen davon, daß ihr für den großen Verzweiflungsausbruch an Leander's Leiche jede tragische Kraft fehlt. Sie gab, was sie auf der Oberfläche hatte finden können, und verstand es dabei immerhin, durch die ihr eigene Anmuth zu wirken, wo diese Anmuth allein eben ausreichend und am Platz war. Herr Porth als Oberpriester deklamirte durch ganze Tonleitern hindurch. Herr Franz, der den Leander spielte, trug bei sonst guter Anlage der Rolle so stark auf, daß er manchmal komisch wirkte, und Herr Dettmer als Naukleros . . . nun, darüber ist kein Wort weiter zu verlieren.

R. C.